

## Spaziergänge durch Amsterdam.

Von Alfred Wehrh.

Ein Seitenflüß der Fahrt durch den Canal Grande von Venedig ist unstreitig eine Fahrt auf der Binnenamstel, und kaum minder vernünftig. An Stelle der romantisch unpraktischen Gondel tritt der moderne kleine Dampfer mit seiner bequemen Cabine, der Dampf ersetzt das Ruder. Wir fahren vom Rotin, dicht beim „Dam“ aus, und wenn wir auf dem Wege seinen blauen Himmel über uns und seinen Blick auf Marmorpaläste haben, so ist doch rechts und links so viel Eigenthümlichkeit zusammengeedrängt, daß unter ganzem Interesse in Aufregung kommt. So viel Originalität ist meines Wissens in unserer civilisierten und uniformierten Europa nicht wieder zu finden. Man hat das Bild eines bürgerlichen und germanischen, aber lebendigen und stetig fortentwickelnden Venedig vor sich.

Venetianisch ist auch der Duft, der aus dem Wasser emporsteigt, venetianisch sind die Schiffe, vor denen man immer auf der Dampfer sein muß. Es ist eine gar trübe Wasserstraße, die wir hinaufgleiten, und trüb, grau, regnerisch ist der Himmel, der auf uns niederblickt. Rechts und links vom Rotin steigen die Zeiten der hohen, breitbeinigen, tiefen, aber schmalfontigen Häuser empor, dann und wann unterbricht ein größeres Gebäude im originellen holländischen Stil des sechzehnten oder achtzehnten Jahrhunderts ihre grotesken Reigen, endlich erscheinen große moderne Paläste.

Aber keine melancholische Einsamkeit umgibt uns, wir auf dem Canal Grande, im Gegentheil, es pulst allenthalben, auf dem Lande wie auf dem Wasser, das regt Leben. Rechts und links ist jedes Haus Compotir und ein gefülltes Baarenmagazin; in den Palästen spielen Banquet und Handgesellschaften oder es sind kleine moderne Feste. Das Trottoir ist voll bunter, in Gesellschaften hieselben Menschen. Nun überhört das kleine Stoomboot die dancende fahrende Tramway. Dieses Haseln und Treiben gibt ein Bild der größten Thätigkeit; die Konkurrenz des Schiff und Wagen innerhalb derselben Straße kommt meines Wissens sonst nirgendwo vor.

Lange find wir zwischen ausgemauerten Raus hingefahren, die von waarenlastigen Booten dicht besetzt sind. Der kleine Schloß des Dampfbootes hat immer wieder herabgelassen werden müssen unter niedrigen Brückenbögen, und wir unter denselben unsere Köpfe gebückt, wenn es auch nicht nötig war. Da verbreitert sich der Canal, es öffnet sich die Aussicht auf immer neue, die Hauptlinie freudige Erregung und auf die großen, luftigen eleganten Stadtheile, die in jüngerer Zeit in der Nähe des Friederiks entstanden sind. Dem Wasser und dem Dampf den Boden abgeben ist ja die eigenthümlichste Kunst und das spezielle Genie des Holländers, seine Thätigkeit recht nicht, und diebenmäßiges Geld macht das Unzulässige möglich.

Wir streifen von ferne das Quartier der Millionäre. Diese sind in Amsterdam so zahlreich wie anderswo die kleinen Rentiers. Die Colonien und Plantagen-Besitzer bringen aus Java ungeheures Vermögen heim. Die Nieder und Banter sind, ohne Amsterdam zu verlassen, Millionäre geworden. „Wie viel Tönnen hat die Tochter?“ fragt man und bezieht mit dem alten Ausdruck die runde Summe von zehntausend Gulden. „Zehn, zwanzig, dreißig Tönnen“, ist die Antwort. Dennoch halten sich diese vielfachen Millionäre von dem prunkhaften Luxus fern, dem man in anderen Hauptstädten begegnet. Ihre Häuser sind nicht ungewöhnlich groß, sie kaufen sie nicht Paläste, sie geben ihnen keine prunkvolle Einfahrt, die Vornehmen ihrer Dienerschaft stehen nicht hervor. Der Reichtum sieht nicht nach, kaum zu machen. In der Stille häuft sich Geld auf Gold; es herrscht nach Außen hin eine große Zurückhaltung, ähnlich wie in der Schweiz.

Immer breiter wird die Wasserstraße, wir gelangen in das breite, großartige Bett der Binnenamstel. Wie langsam sie sich bewegt, zeigen die großen schwimmenden Wiesen von Petroleumpfläzern, hier spanisches Rohr, hier Getreide aus Ausland, hier schwebendes Eisen. Die holländischen Schiffe, die so proper und bald gepußt sind, erkennen man sofort. Nicht alle machen Sereisen, wir sind ja im Lande, wo aller Transport zu Wasser erfolgt wird. Der Gärtner bringt sein Gemüse, der Milchperkäufer seine Milch in der Waale in die Stadt; aus der Umzug von einem Stadtheile in den andern findet zu Wasser statt. Zahlreiche Familien haben gar kein festes Haus, sondern leben im Boote. Diese sind wohl nicht eingerichtet. Aus den kleinen grünen oder roth bemalten Göltsenfenstern mit rein gewaschenen Vorhängen bilden Ringegeister, die Frau sitzt ihnen auf dem Verdeck des Nachmittagskaffees. Man sieht selbst kleine Gärten und Blumentöpfe mit allerlei Gewächsen auf den Dächern.

Weit draußen, gegen den Dooorbaart (Hortwaart) zu, zeigt sich der Schreiers (Zoren) der Schreierhuur, jetzt Bureau des Hofen- und Doochmeesters. Er liegt an der Waale, von welcher die Schiffe in alle Weltgegenden fahren, und hat seinen Namen von dem Geheiß, das hier Weiber und Kinder bei der Abfahrt ihrer Gatten und Väter erhören. Ich habe in den Willanden größeren Abfahrten beigewohnt, als es damals gab, aber kein lautes Geheiß, höchstens leises Weinen vernommen. Ist die Menschheit gleichgültig geworden oder hat sie sich mehr zu befehlen gelernt?

Der stinkende Abend führt mich nun langsam fahrend zu Vondel's Park hinaus. Auf einem Terrain entziffert sich diesen hier seit den letzten Jahren eine Anlage entstanden, die überaus glücklich ist. Im Mittelpunkt herrlichen Anlagen, durch die sich stille Wasser flüßeln, ist das colossale Standsbild Vondel's aufgestellt — des holländischen Dichters, dessen Name jeder kennt, dessen Werke oder Niemand gelesen hat — ringsum ziehen sich schattige Alleen-Alleen. Tausende von Menschen bewegen sich heute in denselben vorwärts, von den Klängen der Militär-Capelle angezogen, die in

Relegsmarine, seine eigene Armee: alljährlich geht von Holland ein Contingent aus, die Küden auszufüllen, die das verberliche Klima in die Reigen reißt. Aber das sind freiwillige und geworbene Soldaten; hier muß nicht wie im übrigen Europa das Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht für alle möglichen Eroberungsbedürfnisse und damit eine neue Form der Elclerei geschaffen. ... Einen Blick in die fernen, mit allen Reichthümern und Zaubereien, aber auch mit allen Schrecken ausgestatteten Inselparadiese gewinnt Jeder, der die herrlichen zoologischen Gärten Amsterdams besucht; dort kann er die feldsame Thierwelt von Java, Sumatra, Borneo, Celebes, die phantastischen, juwelenfarbigen Vögel, die großartigen Fledermäuse, die furchtbaren Schlangen alle beisammen sehen. Als Besucher dieser Gärten, die ihm theils schon ganz gebären oder über die er bereits seine Hand gelegt, hat der Holländer Fragen vor sich, von denen wir uns nichts träumen lassen. Wie die Reiserente, die Kasse-Ente auf den Feldern um Samarang ausgefallen, wie sich die Dyaks von Borneo zur Regierung stellen, ob der mahomedanische Geist sich in den Veröberungen des Reichthums regt, und was die Chinesen treiben, das sind hier wichtige Fragen. Die Verbindungen der Colonien mit dem Mutterlande immer fester und regelmäßiger zu gestalten, ist ein sehr ins Auge gefallenes Ziel. Schon jetzt verbindet ein regelmäßiger Dienst Amsterdam mit Batavia; jeden Dienstag und Mittwoch kann man brauchen um 9, in den Willanden, die ungeheuren östlichen Dampfer besuchen und sie abfahren sehen. Die alte holländische Marine, einst eine von alten Seeräubern geführte Flotte und die feldte George Canals, ist eine großartige Colonial-Marine geworden.

An der Brücke vorübergehend, finde ich, daß es an der Vergleich mit uns ruhig verläuft. Und doch ist es, daß dort nicht selten binnen einer Stunde an sechshunderttausend Ballen Kasse verkauft werden. Das sind doch Geschäfte, vor denen die binnenländischen zu schwermüthigen herabsinken. ... Allerdings haben Amsterdamer, Dampf und Telegraph die alte Kaufmannsromantik gründlich zerstört. Der aufgeregelte Kaufmann aus dem Drama oder dem älteren Roman, der von seinen Schreier seine Macht hat, im Verlaufe seiner Arie von Millionen ein Bettler wird, um, wenn ihn der Dichter wohl will, im letzten Acte wieder ein reicher Mann zu werden, ist eine Figur aus der Zeit. Alles geht jetzt ruhiger zu. Der Dampf hat nicht bloß die Entfernungen abgekürzt, er hat auch die Thätigkeit gegeben, fast auf den Tag das Eintreffen der Waare zu bestimmen. Der Telegraph bringt eine Nachricht, die sonst Monate braucht, in kaum 10 Minuten. Und bei ist kein Geheimniß mehr, sie regiert an die gesamte Handelswelt. Und so befehlen sich der heutige Kaufmann darauf, die Bedürfnisse des Consums zu decken. Dabei mag sich befehlen und ruhiger mit Schiffen auf der See leben lassen, als dies in alter Zeit der Fall war.

In Amsterdam treffen die Fahrzeuge, welche auf verstellenden Wasserwegen den Rhein herab- oder heraufgehen, mit den überseeischen zusammen. Höchst interessant für den Binnenländer ist die Wanderung am Hafen, sei es zu Fuß an der Buikant (Außenfelle), wo sie Stunden in Anspruch nimmt, sei es in Abständen mit dem kleinen Steamer, der von Damrak ausgeht. In den großen diesen Waalens an der Ost- und Westseite des Hafens, welche durch mächtige lange Dämme vom Y getrennt sind, liegen Tausende von Schiffen neben einander. Dieses Tausend, das sich vor dem Bilde in einander zu verwechseln scheint, dieser Waalwald, die weißen und rothbraunen Segel, die feldten Wimpel, daneben die Comptoirs, Waagballe, alle von der Thätigkeit der Menschen belebt, geben ein merkwürdiges Bild.

Barke liegt an Barken — auch drei-mäßige Schiffe werden „Bark“ genannt — jedes hat seine Waare; hier wird ausgeladen, hier aufgenommen. Man sieht Berge von exotischen Nahrungsmitteln, riesige Ladungen von Petroleumaffären, hier spanisches Rohr, hier Getreide aus Ausland, hier schwebendes Eisen. Die holländischen Schiffe, die so proper und bald gepußt sind, erkennen man sofort. Nicht alle machen Sereisen, wir sind ja im Lande, wo aller Transport zu Wasser erfolgt wird. Der Gärtner bringt sein Gemüse, der Milchperkäufer seine Milch in der Waale in die Stadt; aus der Umzug von einem Stadtheile in den andern findet zu Wasser statt. Zahlreiche Familien haben gar kein festes Haus, sondern leben im Boote. Diese sind wohl nicht eingerichtet. Aus den kleinen grünen oder roth bemalten Göltsenfenstern mit rein gewaschenen Vorhängen bilden Ringegeister, die Frau sitzt ihnen auf dem Verdeck des Nachmittagskaffees. Man sieht selbst kleine Gärten und Blumentöpfe mit allerlei Gewächsen auf den Dächern.

Weit draußen, gegen den Dooorbaart (Hortwaart) zu, zeigt sich der Schreiers (Zoren) der Schreierhuur, jetzt Bureau des Hofen- und Doochmeisters. Er liegt an der Waale, von welcher die Schiffe in alle Weltgegenden fahren, und hat seinen Namen von dem Geheiß, das hier Weiber und Kinder bei der Abfahrt ihrer Gatten und Väter erhören. Ich habe in den Willanden größeren Abfahrten beigewohnt, als es damals gab, aber kein lautes Geheiß, höchstens leises Weinen vernommen. Ist die Menschheit gleichgültig geworden oder hat sie sich mehr zu befehlen gelernt?

Der stinkende Abend führt mich nun langsam fahrend zu Vondel's Park hinaus. Auf einem Terrain entziffert sich diesen hier seit den letzten Jahren eine Anlage entstanden, die überaus glücklich ist. Im Mittelpunkt herrlichen Anlagen, durch die sich stille Wasser flüßeln, ist das colossale Standsbild Vondel's aufgestellt — des holländischen Dichters, dessen Name jeder kennt, dessen Werke oder Niemand gelesen hat — ringsum ziehen sich schattige Alleen-Alleen. Tausende von Menschen bewegen sich heute in denselben vorwärts, von den Klängen der Militär-Capelle angezogen, die in

einem Pavillon auf einer kleinen, aus einem Rasen Teiche hervorragenden Insel spielt. In der Regel, unbekümmert um die Musik, weiter vorbei, Kinder fahren in selbstgepumpten Rutschen, ganz kleine mit einem Gespann weiser Ziegenböcke. Vornehme Equipagen halten vor der Treppentreppe des großen Kassehauses. Wie einfallt ich mich in diesem Gedränge, seit zwei Jahren hatte ich kein deutliches Wort vernommen. Ich schritt über Brücken von leichter Eisenconstruction, die über die sich schlängelnden Wasser führen, und stand endlich gegenüber dem kleinen See, in welchem die Wipfel der Bäume und Laufende von fröhlichen Menschen sich spiegeln.

„Zufrau, wenn es ihnen beliebt“, wendete ich mich an ein schönes Kind, das dicht vor mir den Klängen einer lieblichen Compotir mit unverkennbar wohlgefallenen zugehörte, hatte, können Sie mir vielleicht den Namen des hübschen Musikfiedlers nennen, das man soeben gespielt hat?“

„Es ist die heimliche Liebe, Mynheer“, war die freundliche Antwort in gutem Deutsch, die heimliche Liebe, von welcher Niemand etwas wissen darf. Ich wunderte, daß Sie das Lied nicht kennen, denn es ist so sehr populär. So viel ich weiß, kommt es aus Wien.“

„Es ist ein allerliebster Lied, mein Fräulein, ein Lied, das mich noch lange im Kopfe herumgeht; ich höre es heute zum ersten Male. Aber auch die, die es mir genannt, werde ich sobald nicht vergessen.“

„Dazu, Mynheer, müßte doch unsere Bekanntschaft milder feldig sein.“

„Es läge nur an Ihnen, mein Fräulein, für eine längere Dauer zu geben.“

So gab ein Wort das andere, und nicht mehr ganz einsam wandelte ich von da ab durch Jost van Vondel's Park, ohne mich durch den Dichter einzuweisen zu lassen, der mich von seinen Bestrebungen herab mit strenger Miene ansah. Aber vergess ich nicht, daß ich die Rückkehr aus diesem reizenden Orte nach einem Wagen um. Diese find überhaupt in Amsterdam eine Seltenheit. In aller Zeit war der Wagenverkehr hier so gut wie verboten. Man befürchtete, daß das Rollen der Räder die Fundamente der auf Pilosten gebauten Häuser erschüttern könne. Nur den höchsten Staatsbeamten und den Verleten war das Fahren eines Wagens gestattet. Die Fortschritte der Baukunst mögen diese Sorge unnütz gemacht haben, aber traditionell ist man den Wagen heute noch für entbehrlich zu halten.

So wagt man für die Mäntze die Tramway, und auch solche Fahrt ist nicht ohne Reiz. Man sieht unter Luftigen Dächern in geräuschvoller Gesellschaft alle. Die Giebel zeigen so festlich in die monotonen Nacht. Alle Minuten frengt man auf einer Brücke einen Canal und sieht im schwarzen Wasser die entlosten Zeilen der Daskleren sich spiegeln. Die Kaufswende funken, trotz der vorgerückten Stunde noch in vollem Glanze, ich fenne überhaupt keine Zeit, in welcher, wie in Amsterdam, die Nacht zum Tage geschlagen wird. Von zehn Uhr an feldert sich das Straßenleben zu immer lärmenderer Bewegung. Ich rede da gar nicht von den schlummernden Quartieren, in welchen zu jeder Stunde ein wahres Wadabergereisen sich entbietet. Auch in den besten Straßen der sogenannten Reib treiben sich das Volk unger, die Mädchen ziehen scharenweise wie in London, aus den Cafes chantants heraus hör man die gelassenen Stimmen häßlichstender Franziskanen. Noch um Witternacht, wenn die Straßenlampen taghell erleuchteten Räume der Restauration kroasnapolsky, hier Kras genannt. Erst mit der Polzeistunde, 2 Uhr, nimmt das Alles ein Ende.

### Wie man die Haare beschneiden muß

Langes und dichtes Haar wurde von jeher für eine ganz besondere Schönheit bei Männern und Frauen gehalten, aber leider findet sich diese Schönheit immer seldener und seldener, besonders in den höheren Ständen — vielleicht weil die Haare derselben durch zu viel künstliche Frisuren, Flechten und Brennen und die reichlich angewandte Pomade leiden. Bei den Damen findet man noch häufig genug einen Reiz, aber doch weniger seldener seldener vollen Haarschmuck, aber die Herren, — ach, da sieht es traurig aus, und es ist wohl nur zu wahr, wenn die Beschauptung aufgestellt wird, daß man bei dem Bilde von der Gallerie, in einem Ballaal wenige Männer über 30 Jahre feldt, die nicht ein nahezu schales Haar haben, oder wenigstens den Anfang dazu haben. Man sieht den schärferen Kopfbedeckungen einen Teil der Schuld hiervon zu, aber dieser Grund will nicht feldt halten, wenn man bedenkt, daß die Ritter des Mittelalters, die noch wichtige Eisenhelme trugen, so langes und dichtes Haar besaßen, daß es oft wie ein Mantel im Winde flatterte, wenn sie in den Kampf zogen.“ Kurzgehautes Haar soll damals für ein Zeichen der Arschschädel und die Frisuren hätten zu jener Zeit wohl schlechte Geschäfte gemacht — in dessen Tagen die Herren Ritter auch wohl gemeinen etwas unordentlich und frumpeleierartig ausgefallen haben, und so wenig wir uns überhaupt noch jener guten alten Zeit des Faustrechts zuwenden, so wenig werden wir es unseren Zeitgenossen, wenn sie ihr Haar nach Belieben kürzen und fräufeln lassen.

Die Farbe der Haare richtet sich stets nach dem Teint des Menschen, theils wird sie durch das Klima bedingt, in dem er lebt, theils gehört sie ganzes Volkstümern und Menschenrassen als Eigenthümlichkeit an. Die Mannigfaltigkeit der Haare trifft man eigentlich nur bei den kaukasischen Race an, die ohne Unterschied schwarzes, braunes, blondes und rothes Haar hat, während alle die anderen Rassen fast durchgängig nur schwarzes, mehr oder weniger krauses oder schwarzes Haar besitzen. Da wir hier aber nur mit der kaukasischen Race zu thun haben, sprechen wir natürlich auch bloß von dieser, was die geistigen Mongolen, Malaien, Neger- und In-

dianerherren und Damen uns nicht abeln nehmen mögen.

Jede Haarfarbe paßt stets vollkommen zu der Hautfarbe, und die altrömischen Damen mit ihrem bräunlichen Teint mußten sich selbst genug ausgenommen haben, als sie die Mode einführen, über ihr schwarzes Haar Verbrüden von dem rüchlich-blonden Gelock der barbarischen Deutschen zu tragen, weil ihnen diese Haarfarbe ebenso schön als merkwürdig erschien.

Es steht auch Niemanden gut, wenn er sein Haar färbt, denn da die Farbe des Haares und der Haut stets harmonisch übereinstimmen, so wird durch das Färben der Haare dem Gesichte eben jene Harmonie geraubt, es verliert den Stempel der Einheit, den die Natur gegen das Gesicht ausstrahlt — etwas Fremdartiges, Ungehöriges tritt daraus hervor, das feldt entgehen, was sehr unangenehm berührt und so den Zweck der Veränderung bereitet.

Zudem sind die meisten der vielfältig als ausgezeichnet gerühmten Haarfärbemittel äußerst schädlich für die Gesundheit und führen nur zu leicht Kopf- und Gesichtskrankheiten, Ausfällen der Haare, Kopf- und Entzündungen zc., wenn nicht schlimmere Uebel herbei. Dies erklärt sich leicht dadurch, daß sie sehr scharfe oder giftige mineralische Substanzen enthalten, wie z. B. gelocktes Kalk, Bleiglätte, Arsen, und besonders Goldseife, welche zuweilen in so starker Dosis vorhanden sind, daß deren Gebrauch Wahnsinn hervorruft, kann, wie dies eisenkernigen schon meermalen vorgekommen ist.

Eines der besten und unschädlichsten Mittel soll darin bestehen, daß man 2 Loth Schmelze mit 6 Loth reinem Weingeist befeuchtet, öfter umschüttelt und dann die Flüssigkeit noch 24—48 Stunden in eine wohlverschlossene Flasche füllt. Hierauf läßt man 1 Loth Goldseife in 3 Loth Salzwasser, verfeht dies mit einigen Loth Rosenwasser und gießt dies zusammen in ein zweites flüßliches. Zuerst trägt man die erste Lösung mittelfst eines feinen Bürschchens auf die von allen fettigen Substanzen befreiten Haare auf, ohne die Kopfhaut damit zu berühren; feld dann die Haare getrocknet, so befeuchtet man dieselben mittelfst eines anderen Bürschchens mit der flüßlichen Lösung, wäht nach ungefähr drei Stunden den Kopf mit Seifenwasser und reibt die Haare mit Del oder Pomade ein.

Wir wollen damit diese Methode durchaus nicht empfehlen, da sie auch tausendfältige Unannehmlichkeiten mit sich bringt und wenigstens alle vierzehn Tage wiederholt werden muß. Dazu verdirbt die Schmelzebehandlung sehr leicht und gibt dann eine sehr häßliche Farbe — überdies wirken die Färbemittel nicht überall in gleichem Maße — und Mander erhält dadurch anhalt der gewöhnlichen (schwarzen) rüchlich-violetten, bläulichen oder grünligen Haare, was ihn unabweislich für alle Zeiten lächerlich macht. Das Ausfallen der Haare ist ein Gegenstand vielerlei Klage und ruht aus den verschiedenartigen Ursachen her; theils ist es die Folge einer überhandnehmenden Krankheit, als z. B. des Typhus, der Kopfgesch, Kopfrotz, Gehirnentzündung zc., und dann thut man am feldsten, wenn man die Haare sammt und sonderb ziemlich kurz abschneidet.

Man feldt deren dann täglich nicht so viele aus, als wenn man sie lang läßt und die neuen, wachsenden Haare haben Zeit, länger zu werden, ehe die alten ausgefallen sind, wodurch man wenigstens den Kopf fortwährend bedeckt und von kalten Stellen freihält. Mit der zunehmenden Kräftigung des Körpers wachsen dann auch die Haare ohne weiteres zu und mit sich bringer Schnelligkeit. Verliert man dann die Haare in Folge eines vorübergehenden Uebels, wie netzbarer Kopfschmerz, so feldt man erst dieses Uebel zu beseitigen, ehe man dem Ausfallen der Haare feldern kann, sonst nügen natürlich alle Mittel nicht. Viele verlieren jeden Herbst die Haare regelmäßig theilweise, besonders wenn der Sommer sehr warm gewesen ist; in diesem Falle rathen wir zu einer kräftigen Pomade mit China und Aral oder zum Waschen der Kopfhaut mit Rothwein, worin Goriopodt worden ist, oder mit Gerbstoff, Einreibungen mit rohem Rindsmark, Citronensaft, oder dergleichen zusammenzufeldenden Mitteln.

Häufig werden auch Amieselpitulis, Franzbranntwein und andere starke geistige Flüssigkeiten angewendet; doch rathen wir, dieselben allemal mit Wasser zu verdünnen und mit einem feinen Schwamm auf die Kopfhaut aufzutragen, weil durch ihre unvermischte Anwendung die Haare leicht gar werden.

Von den berühmten Wundermitteln und Haarbalancen rathen wir entschieden ab, weil sich in der Regel nur eine Geldprellerei dahinter verbirgt und sie im besten Falle meistens nicht helfen, wenn sie nicht gar schaden.

So wie man den Haarschmuck auf dem Haupte zu kräftigen wünscht, so gibt es auch wieder Stellen, wo man ihn entfernen möchte, denn so pilant und originell auch zuweilen ein leichter schwarzer Schatten über dem Munde einer Dame gefunden wird, so wäht dieser Schatten zuweilen doch mit der Zeit zu einem verächtlichen Schnurbärtchen, das wirklich ausfällt. In diesem Falle werden wir es seiner Dame, wenn sie es wünscht, zu empfehlen sein, die Stellen, die sie entfernen möchte, mit einem feinen Schwamm auf die Kopfhaut aufzutragen, weil durch ihre unvermischte Anwendung die Haare leicht gar werden.

Was die Pflege der Haare an und für sich betrifft, so ist auch hierbei wie bei den anderen Körperteilen des Menschen die Sauberkeit eine Hauptfache. Man wähe den Kopf zuweilen mit Seifenwasser, nehme sich jedoch in Acht, beim Abwischen die Haare durch Reiben zu sehr zu verwirren und tupfe sie lieber mit einem feinen Tuche trocken — im Uebri-

gen versteht es sich von selbst, daß man sie täglich kämmt und büchelt: doch hüte man sich vor zu häufigem Ansetzen derselben mit Del und Pomade, weil das stopft werden und die Haare dann ausfallen. Sind die Haare nicht von Natur außerordentlich trocken und struppig, so genügt es vollkommen, wenn man sie gewöhnlich zweimal pomadifiziert. Manche haben die Gewohnheit, die Haare bei dem Kämme mit Wasser anzufeuchten, doch ist dies durchaus nicht rathsam; sie werden dann sehr trocken, verlieren die Farbe und den Glanz, werden struppig und erhalten einen unangenehmen Geruch, und dann zieht man sich leicht Entzündungen zu, wenn man in Wind oder Zugluft kommt. Bei dem Frisiren feldt man sehr darauf, daß man die Haare nicht zu feldt anseigt bei dem Binden oder Flechten, weil dadurch die Haarwurzeln leicht ausgepumpt werden und kahle Stellen entstehen, die nie wieder bewachsen. Auch hüte man sich vor dem häufigen Brennen und Kräufeln der Haare, die stets dadurch leiden, und bei dem Einwickeln derselben vermeide man gleichfalls das zu feldt Anspannen. Brennt man die Haare in seltenen Zwischenräumen einmal, so mag dies wohl nicht schaden, doch darf das dazu gebrauchte Eisen nicht zu heiß sein, das weisse Papier dadurch gelb gefengt wird, welche Probe man nie versäumen möge.

### Der Sarganal — eine Idee Goethe's.

Man bringt neuerdings wieder die Thatsache in Erinnerung, wie Ferdinand von Lesep vor einigen dreißig Jahren mit seiner Idee einer Durchsichtigung der Lande von Sizerg gar graum verstopft wurde. Und doch war diese Idee schon zur Zeit ganz neu mehr; ja die Möglichkeit, daß derjenige Franzose von dem größten Deutschen Dichter, von unserem Goethe, die Anregung zu seinem unsterblichen Werke, gerade so wie durch Alexander von Humboldt die Anregung zur Durchsichtigung des Amazonas von Panama erhalten, liegt durchaus nicht außerhalb der Grenzen der Möglichkeit. In dem dritten Bande seiner Gedichte mit Goethe erwähnt Edermann folgende Bemerkungen des Dichters: „Bei Goethe zu Zürich. Er sprach viel und mit Bewunderung über Alexander von Humboldt, dessen Vater über Cuba und Columbien er so lesen angefangen, und dessen Ansehen über das Projekt eines Durchsichtiges der Lande von Panama für ihn ein ganz besonderes Interesse zu haben schien.“ Es ist ferner voranzufeldhen (so feldt Goethe fort), daß an der ganzen Kette der stillen Ozeans, wo die Natur bereits die geräumigsten und feldstesten Heide gebildet hat, noch und noch sehr bedeutende Handelsplätze entstehen werden, zur Vermittelung eines großen Verkehrs zwischen China, Ostindien und den Vereinigten Staaten. In solchem Falle wäre es aber nicht bloß wünschenswerth, sondern fast notwendig, daß sowohl Handels- als Kriegsschiffe zwischen der Nordamerikanischen westlichen und östlichen Küste eine rasche Verbindung unterhielten als es bisher durch die langweilige, widerwärtige feldstige Reise um das Cap Horn möglich gewesen. Ich wiederhole also: es ist für die Vereinigten Staaten durchaus unerlässlich, daß sie sich eine Durchsicht aus dem Atlantischen Meerbusen in den Stillen Ocean bemächtigen, und ich bin gewiß, daß sie erreichen... Dieses möchte ich erlesen; aber ich weiche es nicht. Zweites möchte ich erlesen, eine Verbindung der Donau mit dem Rhein hergestellt zu feldhen.

Über dieses Unternehmen ist gleichfalls so riefenhaft, daß ich an der Ausföhrung zweifel, zumal in Erwägung unserer deutschen Mittel. Und endlich drittens möchte ich die Engländer im Besitz eines Kanals von Sizerg feldhen. Die drei großen Dinge möchte ich erlesen, ehe man dem Ausfallen der Haare feldern kann, sonst nügen natürlich alle Mittel nicht. Viele verlieren jeden Herbst die Haare regelmäßig theilweise, besonders wenn der Sommer sehr warm gewesen ist; in diesem Falle rathen wir zu einer kräftigen Pomade mit China und Aral oder zum Waschen der Kopfhaut mit Rothwein, worin Goriopodt worden ist, oder mit Gerbstoff, Einreibungen mit rohem Rindsmark, Citronensaft, oder dergleichen zusammenzufeldenden Mitteln.

Häufig werden auch Amieselpitulis, Franzbranntwein und andere starke geistige Flüssigkeiten angewendet; doch rathen wir, dieselben allemal mit Wasser zu verdünnen und mit einem feinen Schwamm auf die Kopfhaut aufzutragen, weil durch ihre unvermischte Anwendung die Haare leicht gar werden.

Von den berühmten Wundermitteln und Haarbalancen rathen wir entschieden ab, weil sich in der Regel nur eine Geldprellerei dahinter verbirgt und sie im besten Falle meistens nicht helfen, wenn sie nicht gar schaden. So wie man den Haarschmuck auf dem Haupte zu kräftigen wünscht, so gibt es auch wieder Stellen, wo man ihn entfernen möchte, denn so pilant und originell auch zuweilen ein leichter schwarzer Schatten über dem Munde einer Dame gefunden wird, so wäht dieser Schatten zuweilen doch mit der Zeit zu einem verächtlichen Schnurbärtchen, das wirklich ausfällt. In diesem Falle werden wir es seiner Dame, wenn sie es wünscht, zu empfehlen sein, die Stellen, die sie entfernen möchte, mit einem feinen Schwamm auf die Kopfhaut aufzutragen, weil durch ihre unvermischte Anwendung die Haare leicht gar werden.

Was die Pflege der Haare an und für sich betrifft, so ist auch hierbei wie bei den anderen Körperteilen des Menschen die Sauberkeit eine Hauptfache. Man wähe den Kopf zuweilen mit Seifenwasser, nehme sich jedoch in Acht, beim Abwischen die Haare durch Reiben zu sehr zu verwirren und tupfe sie lieber mit einem feinen Tuche trocken — im Uebri-

gen versteht es sich von selbst, daß man sie täglich kämmt und büchelt: doch hüte man sich vor zu häufigem Ansetzen derselben mit Del und Pomade, weil das stopft werden und die Haare dann ausfallen. Sind die Haare nicht von Natur außerordentlich trocken und struppig, so genügt es vollkommen, wenn man sie gewöhnlich zweimal pomadifiziert. Manche haben die Gewohnheit, die Haare bei dem Kämme mit Wasser anzufeuchten, doch ist dies durchaus nicht rathsam; sie werden dann sehr trocken, verlieren die Farbe und den Glanz, werden struppig und erhalten einen unangenehmen Geruch, und dann zieht man sich leicht Entzündungen zu, wenn man in Wind oder Zugluft kommt. Bei dem Frisiren feldt man sehr darauf, daß man die Haare nicht zu feldt anseigt bei dem Binden oder Flechten, weil dadurch die Haarwurzeln leicht ausgepumpt werden und kahle Stellen entstehen, die nie wieder bewachsen. Auch hüte man sich vor dem häufigen Brennen und Kräufeln der Haare, die stets dadurch leiden, und bei dem Einwickeln derselben vermeide man gleichfalls das zu feldt Anspannen. Brennt man die Haare in seltenen Zwischenräumen einmal, so mag dies wohl nicht schaden, doch darf das dazu gebrauchte Eisen nicht zu heiß sein, das weisse Papier dadurch gelb gefengt wird, welche Probe man nie versäumen möge.

Über dieses Unternehmen ist gleichfalls so riefenhaft, daß ich an der Ausföhrung zweifel, zumal in Erwägung unserer deutschen Mittel. Und endlich drittens möchte ich die Engländer im Besitz eines Kanals von Sizerg feldhen. Die drei großen Dinge möchte ich erlesen, ehe man dem Ausfallen der Haare feldern kann, sonst nügen natürlich alle Mittel nicht. Viele verlieren jeden Herbst die Haare regelmäßig theilweise, besonders wenn der Sommer sehr warm gewesen ist; in diesem Falle rathen wir zu einer kräftigen Pomade mit China und Aral oder zum Waschen der Kopfhaut mit Rothwein, worin Goriopodt worden ist, oder mit Gerbstoff, Einreibungen mit rohem Rindsmark, Citronensaft, oder dergleichen zusammenzufeldenden Mitteln.

Häufig werden auch Amieselpitulis, Franzbranntwein und andere starke geistige Flüssigkeiten angewendet; doch rathen wir, dieselben allemal mit Wasser zu verdünnen und mit einem feinen Schwamm auf die Kopfhaut aufzutragen, weil durch ihre unvermischte Anwendung die Haare leicht gar werden.

Von den berühmten Wundermitteln und Haarbalancen rathen wir entschieden ab, weil sich in der Regel nur eine Geldprellerei dahinter verbirgt und sie im besten Falle meistens nicht helfen, wenn sie nicht gar schaden. So wie man den Haarschmuck auf dem Haupte zu kräftigen wünscht, so gibt es auch wieder Stellen, wo man ihn entfernen möchte, denn so pilant und originell auch zuweilen ein leichter schwarzer Schatten über dem Munde einer Dame gefunden wird, so wäht dieser Schatten zuweilen doch mit der Zeit zu einem verächtlichen Schnurbärtchen, das wirklich ausfällt. In diesem Falle werden wir es seiner Dame, wenn sie es wünscht, zu empfehlen sein, die Stellen, die sie entfernen möchte, mit einem feinen Schwamm auf die Kopfhaut aufzutragen, weil durch ihre unvermischte Anwendung die Haare leicht gar werden.

### Ein Zeltator.

Der alte Rorbmacher von Oberlegingen fand im Begriffe, dieses leibliche Zeltator zu verkaufen mit dem Lande, wo man keine Rörbe mehr macht, weil man keine mehr braucht. Er hatte ebrlich und redlich sich durch die Welt geschlagen, bald auf seinem Meier gearbeitet, bald auch sich verfaßt in andern freien Künften, als da sind: Drachziehen, Wahrsagen, Neujahrswünschen, Anspitzen, Finden u. dgl., und war dabei manchen Affektionen und andern Angriffen auf seine persönliche Freiheit ausgefetzt gewesen; nun aber pfiff er auf dem letzten Loche, und Weib und Kinder fanden weinend um sein Lager. Wohl wissend, daß für den Tod kein Kraut gewachsen, hatte er Doctor und Apotheker geschoren gelassen und sich auch in der letzten Klemme bloß an das Mittel gehalten, das ihm lange Jahre die Laß des Lebens verfaßt hatte, nämlich das edle aqua vitae, sonst Schnaps genannt. Eben hatte er wieder eine nicht gerade mit dem Schloßel gemessene Dosis seines Heiltrunkes zu sich genommen; wunderbar dadurch gekräftigt, richtete er sich auf, gebot Stille und that in Nachfolgendem seine letzte Willensmeinung kund.

„Horch, Susanna, ich spür's, mit mir geht's flart dem grafsigen Weg zu, und bis morgen wird ich viel zeigen; deswegen vernehm, was ich Euch noch zu sagen hab'. Viel hinterlassen kann ich Euch nicht, das wäht Ihr ja selbst — schlechte Zeiten und fünf Kinder auseinander, ist keine Kleinigkeit — aber etwas Rechtes hab' ich Euch lernen lassen, und das werdet Ihr mir noch unter Boden danken. Ihr könnt Alle, was ich kann, und hab' ich mein Auskommen dabei gefunden, so werdet Ihr's auch finden. Dem Joseph saget Ihr, er solle nur Soldat bleiben; er hat so nie 'ne rechte Freude an unserm Geschäft gehabt und hat jetzt schon das Herberbrod verfaßt; für den brauch' ich also nimmer zu sorgen. Du, Jonathan, streich zu dem Betrieb das unter Enghal, von hier bis Besheim; wenn Du Dich umthust, kannst auch noch am Redar hinunterbeschaße machen, oder nimm' Dich in Acht vor dem Oberamt in Besheim. Du, Paul, erhalt's über Enghal, aber Mäthader hinaus bis gegen Besheim; 's ist aber besser, wenn Du im Land bleibst, in's Badische hab' ich mich nicht recht getraut. Du Heiner, schickst Dich in's Gäu, bis Ludwigsburg und Leonberg; aber bleib' mir von Stuttgart weg, es hat so viele Leute d'rin mit zweierlei Tuch am Kettel. Und Du, Hanswiesle, bleibst bei Deiner Mutter und frequentierst den Strom- und Fruchtelberg, und wenn sie einmal feldt, rüdd die ganze Gegend Dir allein. Rürdingen behaltet Ihr gemeinschaftlich mit einander, und was ich Euch sage, laßt einander nicht feldhen, wenn einem oder dem Andern etwas passiert. So, feldt ich Ihr Alle verfaßt und ich kann ruhig feldhen.“

„Horch, Susanna, ich spür's, mit mir geht's flart dem grafsigen Weg zu, und bis morgen wird ich viel zeigen; deswegen vernehm, was ich Euch noch zu sagen hab'. Viel hinterlassen kann ich Euch nicht, das wäht Ihr ja selbst — schlechte Zeiten und fünf Kinder auseinander, ist keine Kleinigkeit — aber etwas Rechtes hab' ich Euch lernen lassen, und das werdet Ihr mir noch unter Boden danken. Ihr könnt Alle, was ich kann, und hab' ich mein Auskommen dabei gefunden, so werdet Ihr's auch finden. Dem Joseph saget Ihr, er solle nur Soldat bleiben; er hat so nie 'ne rechte Freude an unserm Geschäft gehabt und hat jetzt schon das Herberbrod verfaßt; für den brauch' ich also nimmer zu sorgen. Du, Jonathan, streich zu dem Betrieb das unter Enghal, von hier bis Besheim; wenn Du Dich umthust, kannst auch noch am Redar hinunterbeschaße machen, oder nimm' Dich in Acht vor dem Oberamt in Besheim. Du, Paul, erhalt's über Enghal, aber Mäthader hinaus bis gegen Besheim; 's ist aber besser, wenn Du im Land bleibst, in's Badische hab' ich mich nicht recht getraut. Du Heiner, schickst Dich in's Gäu, bis Ludwigsburg und Leonberg; aber bleib' mir von Stuttgart weg, es hat so viele Leute d'rin mit zweierlei Tuch am Kettel. Und Du, Hanswiesle, bleibst bei Deiner Mutter und frequentierst den Strom- und Fruchtelberg, und wenn sie einmal feldt, rüdd die ganze Gegend Dir allein. Rürdingen behaltet Ihr gemeinschaftlich mit einander, und was ich Euch sage, laßt einander nicht feldhen, wenn einem oder dem Andern etwas passiert. So, feldt ich Ihr Alle verfaßt und ich kann ruhig feldhen.“

„Horch, Susanna, ich spür's, mit mir geht's flart dem grafsigen Weg zu, und bis morgen wird ich viel zeigen; deswegen vernehm, was ich Euch noch zu sagen hab'. Viel hinterlassen kann ich Euch nicht, das wäht Ihr ja selbst — schlechte Zeiten und fünf Kinder auseinander, ist keine Kleinigkeit — aber etwas Rechtes hab' ich Euch lernen lassen, und das werdet Ihr mir noch unter Boden danken. Ihr könnt Alle, was ich kann, und hab' ich mein Auskommen dabei gefunden, so werdet Ihr's auch finden. Dem Joseph saget Ihr, er solle nur Soldat bleiben; er hat so nie 'ne rechte Freude an unserm Geschäft gehabt und hat jetzt schon das Herberbrod verfaßt; für den brauch' ich also nimmer zu sorgen. Du, Jonathan, streich zu dem Betrieb das unter Enghal, von hier bis Besheim; wenn Du Dich umthust, kannst auch noch am Redar hinunterbeschaße machen, oder nimm' Dich in Acht vor dem Oberamt in Besheim. Du, Paul, erhalt's über Enghal, aber Mäthader hinaus bis gegen Besheim; 's ist aber besser, wenn Du im Land bleibst, in's Badische hab' ich mich nicht recht getraut. Du Heiner, schickst Dich in's Gäu, bis Ludwigsburg und Leonberg; aber bleib' mir von Stuttgart weg, es hat so viele Leute d'rin mit zweierlei Tuch am Kettel. Und Du, Hanswiesle, bleibst bei Deiner Mutter und frequentierst den Strom- und Fruchtelberg, und wenn sie einmal feldt, rüdd die ganze Gegend Dir allein. Rürdingen behaltet Ihr gemeinschaftlich mit einander, und was ich Euch sage, laßt einander nicht feldhen, wenn einem oder dem Andern etwas passiert. So, feldt ich Ihr Alle verfaßt und ich kann ruhig feldhen.“

„Horch, Susanna, ich spür's, mit mir geht's flart dem grafsigen Weg zu, und bis morgen wird ich viel zeigen; deswegen vernehm, was ich Euch noch zu sagen hab'. Viel hinterlassen kann ich Euch nicht, das wäht Ihr ja selbst — schlechte Zeiten und fünf Kinder auseinander, ist keine Kleinigkeit — aber etwas Rechtes hab' ich Euch lernen lassen, und das werdet Ihr mir noch unter Boden danken. Ihr könnt Alle, was ich kann, und hab' ich mein Auskommen dabei gefunden, so werdet Ihr's auch finden. Dem Joseph saget Ihr, er solle nur Soldat bleiben; er hat so nie 'ne rechte Freude an unserm Geschäft gehabt und hat jetzt schon das Herberbrod verfaßt; für den brauch' ich also nimmer zu sorgen. Du, Jonathan, streich zu dem Betrieb das unter Enghal, von hier bis Besheim; wenn Du Dich umthust, kannst auch noch am Redar hinunterbeschaße machen, oder nimm' Dich in Acht vor dem Oberamt in Besheim. Du, Paul, erhalt's über Enghal, aber Mäthader hinaus bis gegen Besheim; 's ist aber besser, wenn Du im Land bleibst, in's Badische hab' ich mich nicht recht getraut. Du Heiner, schickst Dich in's Gäu, bis Ludwigsburg und Leonberg; aber bleib' mir von Stuttgart weg, es hat so viele Leute d'rin mit zweierlei Tuch am Kettel. Und Du, Hanswiesle, bleibst bei Deiner Mutter und frequentierst den Strom- und Fruchtelberg, und wenn sie einmal feldt, rüdd die ganze Gegend Dir allein. Rürdingen behaltet Ihr gemeinschaftlich mit einander, und was ich Euch sage, laßt einander nicht feldhen, wenn einem oder dem Andern etwas passiert. So, feldt ich Ihr Alle verfaßt und ich kann ruhig feldhen.“

„Horch, Susanna, ich spür's, mit mir geht's flart dem grafsigen Weg zu, und bis morgen wird ich viel zeigen; deswegen vernehm, was ich Euch noch zu sagen hab'. Viel hinterlassen kann ich Euch nicht, das wäht Ihr ja selbst — schlechte Zeiten und fünf Kinder auseinander, ist keine Kleinigkeit — aber etwas Rechtes hab' ich Euch lernen lassen, und das werdet Ihr mir noch unter Boden danken. Ihr könnt Alle, was ich kann, und hab' ich mein Auskommen dabei gefunden, so werdet Ihr's auch finden. Dem Joseph saget Ihr, er solle nur Soldat bleiben; er hat so nie 'ne rechte Freude an unserm Geschäft gehabt und hat jetzt schon das Herberbrod verfaßt; für den brauch' ich also nimmer zu sorgen. Du, Jonathan, streich zu dem Betrieb das unter Enghal, von hier bis Besheim; wenn Du Dich umthust, kannst auch noch am Redar hinunterbeschaße machen, oder nimm' Dich in Acht vor dem Oberamt in Besheim. Du, Paul, erhalt's über Enghal, aber Mäthader hinaus bis gegen Besheim; 's ist aber besser, wenn Du im Land bleibst, in's Badische hab' ich mich nicht recht getraut. Du Heiner, schickst Dich in's Gäu, bis Ludwigsburg und Leonberg; aber bleib' mir von Stuttgart weg, es hat so viele Leute d'rin mit zweierlei Tuch am Kettel. Und Du, Hanswiesle, bleibst bei Deiner Mutter und frequentierst den Strom- und Fruchtelberg, und wenn sie einmal feldt, rüdd die ganze Gegend Dir allein. Rürdingen behaltet Ihr gemeinschaftlich mit einander, und was ich Euch sage, laßt einander nicht feldhen, wenn einem oder dem Andern etwas passiert. So, feldt ich Ihr Alle verfaßt und ich kann ruhig feldhen.“

„Horch, Susanna, ich spür's, mit mir geht's flart dem grafsigen Weg zu, und bis morgen wird ich viel zeigen; deswegen vernehm, was ich Euch noch zu sagen hab'. Viel hinterlassen kann ich Euch nicht, das wäht Ihr ja selbst — schlechte Zeiten und fünf Kinder auseinander, ist keine Kleinigkeit — aber etwas Rechtes hab' ich Euch lernen lassen, und das werdet Ihr mir noch unter Boden danken. Ihr könnt Alle, was ich kann, und hab' ich mein Auskommen dabei gefunden, so werdet Ihr's auch finden. Dem Joseph saget Ihr, er solle nur Soldat bleiben; er hat so nie 'ne rechte Freude an unserm Geschäft gehabt und hat jetzt